



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lange Weile saßen sie ohne zu sprechen umschlungen, und Hanna ließ ihren Kopf auf Traudeis Busen ruhn.

Er kommt doch wieder, sagte Hanna, sich aufrichtend; ich spüre es ganz sicher, Traudei!

Ja freilich, meinte Traudei; ganz gewiß kommt er wieder. Und jetzt richt ich uns ein Essen, und dann schlafen wir, brav fest, derweil es guats Wetter wird.

Sie stand auf und wollte zum Herde gehn, als sie aufhorchend stehen blieb und sich der Thür zuwandte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein russischer Sozialist. Bei dem in Rußland allgemein herrschenden Elend und der zum Mitleid geneigten Weichheit der russischen Volksseele erscheint die starke Verbreitung sozialistischer, anarchistischer und nihilistischer Ideen und Bestrebungen unter den akademisch gebildeten Ständen des Landes so natürlich, daß es zu ihrer Erklärung der Einflüsse des Westens gar nicht bedarf. Mit einem dieser Reformatoren, der sich mehr durch geistige Bedeutung als durch politische Agitation ausgezeichnet hat, macht uns der Akademische Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim) in Berlin und Bern bekannt durch Herausgabe des Buches: Historische Briefe von Peter Lawrow. Aus dem Russischen übersetzt von S. Damidow. Mit einer Einleitung von Dr. Ch. Rappoport und zwei Porträts. Lawrow, 1823 geboren, 1900 zu Paris gestorben, war ursprünglich Artillerieoffizier und artilleristischer Schriftsteller. Später warf er sich auf Philosophie und Sozialwissenschaft, wurde 1866 verhaftet und nach seiner Freilassung an einen kleinen Ort im Innern Rußlands verbannt. Von hier aus veröffentlichte er 1868 bis 1869 in der Zeitschrift Die Woche seine historischen Briefe, die von der akademischen Jugend mit Begeisterung gelesen wurden. Im Februar 1870 floh er nach Paris, wo er im Kommuneaufstand dem Volke seine fachkundige Hilfe bei der militärischen Organisation anbot. Er reiste nach Brüssel und London, um Unterstützung für die Aufständischen zu werben, trat mit Marx und Engels in Verbindung, kehrte 1872 nach Paris zurück und lebte seitdem, als Mitglied der anthropologischen Gesellschaft, nur noch wissenschaftlichen Bestrebungen.

Im Gegensatz zu Marx, dem die geschichtlichen Ereignisse nur Produkte einer mechanischen Entwicklung und die Ideen nur Spiegelungen der durch die Entwicklung erzeugten Zustände sind, geht Lawrow, der einen „integralen“ Sozialismus predigt, von der menschlichen Persönlichkeit aus und sieht in den sittlichen Idealen die Haupttriebfeder des Fortschritts. Er bekennt sich zu einem Naturalismus, der, wie es scheint, Atheismus ist, und sieht in den Naturwissenschaften die Grundlage aller wissenschaftlichen Erkenntnis, aber seine Weltanschauung bleibt trotz Kopernikus und Giordano Bruno anthropozentrisch, und er glaubt, daß die gesamte Wissenschaft auf diesen Standpunkt zurückkehren müsse und werde, denn für den Menschen habe nicht die Welt an sich Bedeutung, sondern nur das von ihm begriffene, bezwungne und seinen Zwecken angepasste Stück Welt. Deshalb müsse die Naturwissenschaft durch die Geschichte ergänzt werden, die uns den Menschen kennen lehrt. Das Bewußtsein möge für das Universum eine Erscheinung von untergeordneter Bedeutung sein, für den Menschen sei es das wichtigste. Der Entwicklung komme

nur insofern Bedeutung zu, als sie Fortschritt sei; Ziel des Fortschritts aber sei die Entwicklung der Persönlichkeit in physischer, intellektueller und sittlicher Beziehung und die Verkörperung der Wahrheit und Gerechtigkeit in den gesellschaftlichen Formen. In einer gesunden Gesellschaft würde die Gerechtigkeit mit dem persönlichen Nutzen aller einzelnen zusammenfallen. Daß wir von diesem Zustande noch sehr weit entfernt seien, lehre jeder Blick auf unsre Umgebung. Denen, die behaupten, daß es jetzt schon gerecht sei, den eignen Vorteil zu verfolgen, ruft er zu: Entweder die Identität von Gerechtigkeit und Vorteil ist eine Redensart ohne Sinn, oder die gegenwärtige Gesellschaft ist krank, unvollkommen und der Verbesserung bedürftig. Mit der Verbesserung, mit dem Fortschritt gehe es nun un-
gemein langsam, weil aller Fortschritt von einzelnen Personen getragen werde, die zunächst das Geschäft der Erforschung der Natur und der Entwicklung der Ideen zu besorgen hätten, die Verbreitung der mühsam erworbenen Errungenschaften in der Masse aber um so schwieriger sei, da die Masse verflaut werden mußte, damit die Wenigen forschen konnten. Da nun die Herrschaft angenehm ist, wird sie gewöhnlich nicht zu dem angewandt, wofür sie der Idee nach das Mittel ist, sondern um ihrer selbst willen gesucht, aufrecht erhalten und dazu benutzt, die geistigen und die materiellen Güter zu monopolisieren, die zu verbreiten sie bestimmt war. Der Fortschritt kostet darum in Wirklichkeit weit mehr Opfer, als er kosten würde, wenn seine Träger gewissenhaft wären; in diesem Falle würde die Zahl der verlorenen Leben und Leistungen bei weitem nicht so groß sein, wie sie ist. Da nun in jeder Generation diese Monopolisierung wiederkehrt, die Träger des Fortschritts sich in beati possidentes verwandeln, die den weiteren Fortschritt hemmen, so beruht dessen Möglichkeit ausschließlich auf der Zahl und der Energie der kritischen Geister, die das Bestehende auflösen und den Fortschritt wieder in Fluß bringen; Stabilität irgend einer Gesellschaftsform bedeutet den Verzicht auf Fortschritt. Ist die Zahl der kritischen Geister so gering, daß sie keine Aussicht haben, gegen die Übermacht etwas auszurichten, so mögen sie sich auf die philosophische Betrachtung der Welt beschränken; wo immer sich aber die geringste Aussicht auf Erfolg öffnet, da sind sie verpflichtet, das bestehende Böse zu bekämpfen. Der Fortschritt wird auch noch durch den Umstand erschwert, daß es falsche Fortschrittsfreunde giebt, und daß von all den vielen Parteien eine jede große und schöne Worte auf ihre Fahne schreibt. Das komme von dem allgemein verbreiteten Gang zum „Idealisieren“, von der Gewohnheit, jedes Laster in eine Tugend umzuwäulen und jeden selbstsüchtigen Zweck mit dem Schein eines allgemeinen Nutzens zu maskieren. Als wahres Ideal dürfe man nur die Befriedigung der wirklichen Bedürfnisse aller gelten lassen (aber diese wirklichen Bedürfnisse zu ermitteln, darin liegt eben bei der großen Dehnbarkeit des Begriffs „Bedürfnis“ die fast unüberwindliche Schwierigkeit!). Da die Verwirklichung der Gerechtigkeit ebenso wie die Bedürfnisbefriedigung nur in der organisierten Gesellschaft möglich ist, so nimmt der Fortschritt die Gestalt der politischen Entwicklung an. Diese ist nun gegenwärtig auf der Stufe des Rechtsstaats angelangt, worin die Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse durch scheinbar freie Verträge verschleiert werden. Diese Verträge sind sowohl im wirtschaftlichen wie im politischen Gebiete größtenteils unsittlich, weil sie in Wirklichkeit nicht frei eingegangen, sondern erzwungen werden, und weil gerade die wichtigsten nicht nur den schwächern Kontrahenten auf Lebenszeit, sondern auch noch seine Nachkommen binden. Das nächste Ziel des Fortschritts ist darum die Befreiung von diesem Zwang und von dieser Unwahrhaftigkeit, die Entstaatlichung der Gesellschaft. Anzustreben ist ein Zustand, wo alle Mitglieder einer Gemeinschaft wirklich freie Kontrahenten sind, das Gemeinwesen, so wie es ist, von jedem einzelnen Mitgliede gewollt wird. Das ist natürlich nur in kleinen Gemeinwesen möglich, weil nur in

solchen die Bildungsstufen, die Ansichten, die Bedürfnisse, die Lebenslagen aller übereinstimmen können. Für Kulturzwecke, deren Verwirklichung große Menschenmassen und Kapitalien erfordert, kann durch bundesstaatliche Vereinigungen gesorgt werden. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist diese Staatsreform angestrebt worden. Freilich sind dort die verbündeten Staaten viel zu groß ausgefallen, und bleibt auch sonst noch so manches zu wünschen übrig, aber schon die sehr entfernte Annäherung an das Ideal übt eine solche Anziehungskraft aus, daß diesem Lande Einwanderer aller Nationalitäten zufließen und sich rasch amerikanisieren. Daß die höchsten Kulturleistungen gerade in den kleinsten Staaten vollbracht werden, und daß die Größe des Staats den Kulturfortschritt lähmt, beweist die Geschichte aller Zeiten. Entschuldigt kann das Streben nach Vergrößerung des Gebiets nur werden durch die von den Nachbarn drohende Gefahr. Daß alle Angehörigen einer Nationalität einen einzigen Staat bilden, ist durchaus nicht nötig; oft stehen die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten einer und derselben Nation einander innerlich ferner als die Standesgenossen verschiedener Völker. Eher ist das Nationalitätsprinzip zu rechtfertigen, wo sich ein Bruchteil einer Nation von der politischen Verbindung mit einer andern Nation zu befreien strebt, weil er von dieser Bedrückung erleidet. An sich haben die Vorgänge der politischen Geschichte nichts zu bedeuten; sie sind sozusagen meteorologische Vorgänge, die gleich den Orkanen, Erdbeben und Nordlichtern Geräusch machen oder schön oder furchtbar anzuschauen sind, aber am Zustande der Menschheit nichts ändern. Was der Denker in der Geschichte zu suchen hat, das sind die verschiedenen Phasen des Fortschritts in dem angegebenen Sinne, und nur insofern diesen ein politisches Ereignis fördert oder hindert, kommt es für die Forschung in Betracht. Den pathetischen Schluß der Briefe mußte die Zeitschrift, in der sie veröffentlicht wurden, unterdrücken, und auch in der ersten Buchausgabe, die in Rußland erschien, mußte er wegleiben. In einer zweiten 1891 veranstalteten Ausgabe hat er ihn aus dem Gedächtnis wieder hergestellt. Die letzten Sätze lauten: „Die Geschichte erheischt Opfer, und Opfer bringt dar, wer die große und harte Aufgabe übernimmt, ein Kämpfer für die eigne und für die fremde Entwicklung zu sein. Die Probleme der Entwicklung müssen gelöst werden. Eine bessere Zukunft muß erobert werden. An jede Persönlichkeit, die zum Bewußtsein des Entwicklungsbedürfnisses gelangt ist, tritt die furchtbare Frage heran: Willst du einer von denen sein, die zu allen Opfern und allen Leiden bereit sind, oder willst du abseits stehen, als passiver Zuschauer des schrecklichen Übels, in dem bohrenden Bewußtsein deines Renegatentums? Wähle!“

Lawrows Buch ist im ganzen ein Stück solider Gedankenarbeit, aus dem auch mancher deutsche Forscher Belehrung und Anregung schöpfen wird. Den Russen wird alle Gedankenarbeit ihrer opferfreudigen Heilande nichts nützen; diesen Sumpf in einen Fortschrittsstrom zu verwandeln, reicht die Kraft von ein paar tausend Grüblern nicht hin. Eine politische Macht ersten Ranges kann ja das Zarenreich noch hundert Jahre und länger bleiben. Seine ungeheure Größe schreckt die Feinde von Angriffen zurück, und trotz ununterbrochener Hungersnöte kann es ein paar Millionen Soldaten ins Feld schicken, solange ihm die närrischen Franzosen die Ausrüstung bezahlen. Aber eine auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage ruhende Kulturmacht könnte es nur dann werden, wenn in jedem seiner Dörfer ein deutscher Dominialherr waltete, wenn in seinen Einöden deutsche Handwerker und Kaufleute Städte gründeten, und wenn seine teils korrupten, teils unfähigen Beamten durch deutsche ersetzt würden.

Verufsgliederung und Wirtschaftspolitik. Die viel erörterte Frage, auf welche Wirtschaftspolitik das deutsche Volk durch seine Verufsgliederung hin-

gewiesen wird, hat in Nummer 180 der Kreuzzeitung durch Professor Adolph von Wendtstern eine neue, recht sonderbare Beleuchtung erfahren. Er führt dort aus: Als Ergebnis der Berufszählung werde in allen Bearbeitungen festgestellt, daß heute ein größerer Teil des deutschen Volks in Bergbau, Industrie und Handel erwerbsthätig sei als in der Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht. Diese Feststellung spiele eine große Rolle in der Argumentation der Industriestaatpolitiker und der Freihändler. Aber die konservative Partei(?) werde in ihren maßvollen Anforderungen an die Wirtschaftspolitik des Reichs außerordentlich unterstützt durch die in dem Bande 109 der Reichstatistik aufgeführten Thatsachen, die leider bisher in der amtlichen, wissenschaftlichen und politischen Erörterung noch gar nicht genügend gewürdigt worden seien. Im Anschluß daran versucht dann Wendtstern eine solche „wissenschaftliche und politische“ Würdigung dieser statistischen Daten, indem er — um die Bedeutung der Landwirtschaft in der gesamten Volkswirtschaft hervorzuheben — in allen kleinern Verwaltungsbezirken des Deutschen Reichs, d. h. also den preussischen Kreisen, den bayrischen Bezirksämtern usw. die Zahl der Erwerbsthätigen aus Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht und Fischerei mit der Zahl der in Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr erwerbsthätigen Personen vergleicht. Nachdem er ferner den pommerschen Kreis Köslin mit seiner überwiegend landwirtschaftltreibenden Bevölkerung noch näher betrachtet hat, findet er als Resultat, daß von den 1010 Verwaltungsbezirken, die in Band 109 der Statistik des Deutschen Reichs nachgewiesen werden, „648 ein ähnliches Verhältnis der Berufe aufweisen wie Köslin, während nur in 362 die Industrie- und Handelsbevölkerung überwiegt.“

Diese Behauptung erfordert zunächst einige Richtigstellungen. Thatsächlich geht nämlich aus der amtlichen Statistik nur hervor, daß die Zahl der Erwerbsthätigen der Land- und Forstwirtschaft usw. in 640 Bezirken größer, in 370 Bezirken kleiner ist als die Zahl der Erwerbsthätigen in Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr. Aber daß diese 640 Bezirke (bei den Zahlen 648 und 362 Wendtsterns scheint ein kleiner Rechenfehler zu sein) alle ein ähnliches Verhältnis der Berufe aufweisen sollen wie der Kreis Köslin, ist eine recht gewagte Behauptung, denn mehr als 200 Bezirke unter ihnen zeigen für die Landwirtschaft ungünstigere, und teils viel ungünstigere Verhältnisse als Köslin, während diese andererseits in den übrigen Bezirken günstiger liegen. Ferner ist der Ausdruck, daß in 370 Bezirken „die Industrie- und Handelsbevölkerung überwiege,“ unrichtig angewandt worden; vielleicht bewußt, vielleicht in dem unbewußten Gefühl, daß es für die ganze „Argumentation“ richtiger gewesen wäre, statt der Zahlen der Erwerbsthätigen, die Wendtstern benutzt hat, die der Berufsbevölkerung, d. h. der Erwerbsthätigen mit ihren Dienstboten und der von ihnen ernährten berufslosen Angehörigen, bei dem Vergleiche zu verwenden. Würde das geschehn sein, so hätte man gefunden, daß die Landwirtschaftsbevölkerung nur in 597 Verwaltungsbezirken stärker und in 413 schwächer vertreten ist als die Industrie- und Handelsbevölkerung. Und auch diese Zahlen würden sich noch weiter zu Ungunsten der Wendtsternschen Darlegungen ändern, wenn man die reine Landwirtschaft den andern gewerblichen Berufszweigen gegenüberstellen und nicht die Forstwirtschaft, die Kunst- und Handelsgärtnerei, die nicht landwirtschaftliche Tierzucht, sowie die See- und Binnenfischerei bei dem Vergleiche zur Landwirtschaft rechnen würde, was auch jetzt immer noch der Fall ist.

Aber von allen diesen Einwendungen könnte man füglich absehen; denn die ganze Methode des durch Wendtstern angewandten statistischen Vergleichs ist durchaus verkehrt. Die in Band 109 der Reichstatistik aufgeführten kleinern Verwaltungsbezirke bilden ja doch nur eine teils territoriale, teils verwaltungstechnische

Einteilung, bei der die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Kreise wenig zur Geltung kommt. Man darf infolgedessen die außerordentlich verschiedenen Bezirke im Hinblick auf wirtschaftliche Fragen auf keinen Fall alle als gleiche Einheiten behandeln und bloße Summenzahlen solcher Bezirke so gegeneinander abwägen, wie es Wendtstern thut. Ein Bezirk fällt eben ganz anders ins Gewicht als der andre. Die Statistik ist aber eine Methode des Messens und erfordert vor allem, daß man möglichst mit gleichem Maße mißt. Das Unzulässige des Wendtsternschen Verfahrens ergibt sich ohne weiteres, wenn man sich z. B. vergegenwärtigt, daß in seiner Rechnung der Stadtkreis Berlin mit 765348 Erwerbsthätigen und 1615517 Einwohnern ebensoviel oder nur ebensoviel bedeutet wie der Amtsgerichtsbezirk Burgl in Neuß a. L. mit 1825 Erwerbsthätigen und 4590 Einwohnern. Der Stadtkreis Donauwörth (3960 Einwohner!) spielt dieselbe Rolle wie der Stadtkreis München (391307 Einwohner!) und wie das an Einwohnern über vierhundertmal größere und in wirtschaftspolitischer Hinsicht wohl fast ebensovielmal bedeutsamere Berlin; die oldenburgische Stadtgemeinde Jever mit 2068 Erwerbsthätigen steht in dieser Statistik ebenbürtig neben Hamburg mit 271369 Erwerbsthätigen usw. Es ist natürlich, daß durch diese Art, statistische Zahlen zu verwenden, kein zutreffendes Bild der Wirtschaftslage entsteht, und daß das Resultat vielmehr ganz zufällig und von der Art und Begrenzung der Bezirkseinteilung abhängig ist. Würde man auf noch kleinere Territorialbezirke oder administrative Körper eingehen, als die Reichsstatistik es ermöglicht, so könnte man noch viel bessere Zahlen für die Wendtsternsche Argumentation herausrechnen; ja es wäre prinzipiell noch nicht einmal etwas andres, wenn man die erdrückende Zahl aller Landgemeinden mit überwiegender landwirtschaftlicher Bevölkerung der Zahl der industriellen Gemeindebezirke gegenüberstellen wollte, um die größere Bedeutung der Landwirtschaft zu beweisen. Die ganze Sache ist pro nihilo! Auch die weiter gemachte Darlegungen Wendtsterns, daß die Industrie- und Handelsbevölkerung in 19 Bezirken nur 10 bis 20 Prozent, in 26 Bezirken nur 20 bis 30 Prozent der landwirtschaftlichen Bevölkerung ausmache usw., ist für den Kern der Frage ebenso nichtssagend, als ob man alle Stadtbezirke des Reichs aufzählen wollte, in denen die Landwirtschaft doch fast immer ganz und gar zurücktritt. Solche Verwertung statistischer Daten kann doch wohl nur auf ganz naive Leser der Kreuzzeitung Eindruck machen.

Wendtstern findet weiter, daß etwa 60 Prozent der landwirtschaftlichen Bevölkerung von ihr direkt abhängige Industrie- und Handelsbevölkerung sei, und daß mithin „allein 13292692 Personen, als Erwerbsthätige im Hauptberufe, an der Landwirtschaft des Reichs interessiert“ seien, indem er nach recht hübschen Kleinmalereien über den Kreis Köslin, der sein volkswirtschaftliches Ideal zu sein scheint, die dortigen Verhältnisse — mutatis mutandis — als „typisch“ verallgemeinert. Daß es sich dabei um eine wenig zuverlässige Schätzung handelt, braucht kaum gesagt zu werden; denn abgesehen von der sonderbaren Art der Schätzung ist der Begriff „abhängig“ hier gewiß nicht bestimmt begrenzbar. „Abhängig“ ist heute am Ende jeder Berufsthätige insofern, als seine Einzelwirtschaft nicht unabhängig, sondern in die gesamte Volkswirtschaft mit verflochten ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Industrie- und Handelsbevölkerung mit ihren Interessen sehr mit der landwirtschaftlichen Bevölkerung verknüpft ist, aber andererseits hat auch diese ihre großen und wichtigen Interessen an der industriellen Bevölkerung. Es liegen hier eben gegenseitige Interessen vor, die Wendtstern freilich in einseitiger Form darstellt.

Auf jeden Fall werden alle solche Betrachtungen wenig an dem durch die Berufszählung von 1895 erbrachten Resultat ändern, daß jetzt im Deutschen Reich

nur noch 35,7 Prozent der Bevölkerung von der Landwirtschaft (einschließlich Forstwirtschaft und Fischerei usw.) direkt leben, aber 50,8 Prozent von Bergbau, Industrie, Handel und Verkehr. Auch durch die Tatsachen in Band 109 der Reichsstatistik wird die agrarische Politik bei richtiger Anwendung keine größere oder geringere „Unterstützung“ erfahren als durch alle andern Daten der amtlichen Statistik.

m.

Geflügelte Worte aus der Steinzeit. Vor einiger Zeit lief ein der Zeitschrift „Niederjachsen“ entnommener kulturhistorischer Artikel durch die Feuilletons unsrer Zeitungen, und große wie kleine Blätter druckten ihn ab, ohne an seinen ungeheuerlichen Schlußfolgerungen Anstoß zu nehmen.

„Ich will dir zeigen, was eine Harke ist,“ lautet die Überschrift, und um diese Redensart zu erklären, steigt der Verfasser hinab in die Tiefen der Urgeschichte und ruft die Höhlen der Eiszeit, die Harkensteine Westfalens und die megalithischen Gräber in Portugal zu Zeugen auf. „Gleichviel, fährt er fort, ob man die keltischen Toteninseln, die Orkneys, oder die skandinavischen Mythen, oder etwa die tirolischen Dichtungen des Bintlors ins Auge faßt: das Gespenst, also der fortlebende Tote, heißt Ork — die Höhle, in der sich Italiens Tote versammeln, ist der Orkus. Am Rhein und der Mosel spukt die »Herka«, in der Mark Brandenburg »Fru Harke.« Die Redewendung: »Ich will di wissen, wat ne Harl is« bedeutet also(!): »Ich will dir zeigen, was ein Grab ist«, d. h. ich will dich totschlagen. Sie stammt also(!) fast unverändert aus der mittlern Zeit der neolithischen Periode und erweist unzweifelhaft, daß die Anfänge unsrer Sprache viel älter sind als die Bronzezeit — denn die Erbauer der Finken oder Harken kannten noch kein Metall. Wach geblieben ist in der Volkserinnerung nur das Drohende, das ganz unverständlich ist, wenn man an die leichte hölzerne Harke — den Rechen — denkt.“

Für die Leser der Grenzboten ist eine ernsthafte Widerlegung dieser mehr als naiven Behauptungen überflüssig. Die „Redewendung, die fast unverändert aus der neolithischen Periode stammt,“ richtet sich selbst, und jeder Freund der Sprachforschung wird sie nach Verdienst würdigen. Ich will mich deshalb auch nicht weiter bei den „unzweifelhaften Erweisen“ und treuherzigen „Allos“ aufhalten, sondern lieber ein altes Geschichtchen erzählen, das noch hier und da in mündlicher Überlieferung lebt. Es kann sich zwar nicht rühmen, aus der mittlern Zeit der neolithischen Periode zu stammen, aber es berichtet, wie eine Harke in selbsteigner Person einem, der noch nicht wußte, gezeigt hat, was eine Harke ist.

Das war ein Seminarist, der einzige Sohn geringer Bauern, die ihn mit schwerer Arbeit auf der teuern Schule erhielten. Nun kam er, neuerworbener Weisheit voll, zum erstenmal in den Ferien wieder nach seinem weltentlegnen Dörfchen, hatte seinen Heimatdialekt vergessen und wußte vor Hochmut gar nicht, wie er sich zu den guten Eltern und der bäuerlichen Umgebung stellen sollte.

Eine Harke lehnte am Zaun, und mit vornehmer Herablassung fragte unser Seminarist: „Was ist doch dieses für ein Geräte?“ Aber ach, indem trat er unversehens auf die Zinken des „Gerätes,“ der Stiel kippte nach vorn und versetzte ihm einen derben Schlag vor den Kopf. Wütend griff der landfremde Großstädter nach seiner Stirn und schrie: „O du gottverfluchtige Harke!“

R. Bertram

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig